

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

19. (8. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

In der Männer kräft'gen Fäusten.
 Und die Huldgestalt, die hehre,
 Sieht es lächelnd. Liebreich breitet
 Sie die Arme aus, und segnend
 Winkt die Hand: „So sei es heute,
 Sei es morgen, sei es künftig!
 Ringe, werde, wachse, blühe;
 Sei gesegnet, Brandenburgia!“

Nach der Vorführung der lebenden Bilder trat der Tanz in seine Rechte. Die Polonaise bot allerlei scherzhafte Überraschungen. Zu ihnen darf man auch eine launige poetische Improvisation unseres Mitgliedes, des Herrn Superintendenten Wegner, rechnen. Die Rundtänze, die dann wieder folgten, wurden noch einmal unterbrochen, als Frä. Ella Bonnell das Podium bestieg, um in hübschen, munter und frisch gesprochenen Versen Herrn F. Körner für die grossen Mühen zu danken, die er sich um die Veranstaltung des Festes gab. Dem Verdienste seine Krone. Zuletzt überreichte die Sprecherin Herrn Körner einen Lorbeerkrantz. Der Berichterstatter gehört zu den ausdauerndsten Teilnehmern von Festlichkeiten, aber der an diesem Abend bewiesenen Unermüdlichkeit war er nicht gewachsen. Als er gegen Morgen den Saal verliess, wurde noch flott getanzt und Frohsinn und Heiterkeit schienen nicht weichen zu wollen.

19. (8. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. März 1898, abends 7^{1/2} Uhr

im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat E. Friedel.

1. Der Vorsitzende spricht allen denjenigen, welche bei dem Zustandekommen des Stiftungsfestes am 11. ds. Mts., sei es als Mitglieder des Festausschusses, sei es bei der Anordnung der Festtafel, sei es bei den Vorträgen während derselben und bei den lebenden Bildern in irgend welcher Eigenschaft mitgewirkt haben, den wohlverdienten und herzlichen Dank der Gesellschaft aus. Die betreffenden Damen und Herren werden bereits ihren schönsten Lohn in dem Wohlgelingen des durch nichts getrüben Festabends erblickt haben.

Die zur Einleitung und Begleitung der lebenden Bilder von Fräulein Clara von Förster gedichteten Strophen sind im Druck für 50 Pfennig, desgl. die von den lebenden Bildern aufgenommenen Photographien das Stück für 1,50 Mk. erhältlich.

2. Bericht des II. Schriftwarts.

a) Mitglieder-Statistik.

Die Gesellschaft war in das ablaufende 6. Vereinsjahr mit 194 Mitgliedern getreten. Von ihnen starben 6: Die Herren Stadtverordneter Diersch, Rentier Fischer, Prof. Frenzel, Geh. Regierungsrat Prof. Liebenow, Fabrikbesitzer Adalbert Vogt, Geh. Regierungsrat Prof. Wattenbach. Das neue beginnen wir mit 215 Mitgliedern, so dass wir trotz der reichen Ernte, die der Tod hielt, von einem erfreulichen Wachstum sprechen dürfen. Davon sind 20 Damen, 194 Herren. Ferner ist 1 Institut Mitglied der Gesellschaft.

Aus dem Vorstand ausgeschieden ist Herr Sekretär Maurer, an dessen Stelle der Referent zum zweiten Schriftwart gewählt wurde. Im Ausschuss übernahm die Stelle des verstorbenen Obmanns Herr Geheimer Baurat und Konservator Bluth, neu hinzutraten die Herren Dr. Gustav Albrecht, Franz Körner und Direktor Professor Müllenhoff.

b) Versammlungen.

Insgesamt fanden 19 Versammlungen statt, davon waren 8 ordentliche, von denen 4 im Rathaus, 4 im Ständehaus abgehalten wurden. Die ausserordentlichen Zusammenkünfte waren folgende:

- Am 25. April Besichtigung des Museums der Geologischen Landesanstalt.
- „ 15. Mai Besuch der Ravenéschen Gemäldesammlung.
- „ 19. Mai Wanderfahrt nach Grossbeeren.
- „ 16. Juni Besichtigung des Botanischen Gartens.
- „ 27. Juni Wanderfahrt nach Havelberg.
- „ 4. September Wanderfahrt nach Schönholz.
- „ 25. September Besichtigung des kaiserlichen Gesundheitsamtes.
- „ 9. Oktober Besichtigung der Turnplätze in der Hasenheide.
- „ 4. Dezember erfreute uns Herr Franz Goerke mit dem durch Wandbilder unterstützten Vortrag: Eine malerische Wanderung durch die Provinz Brandenburg.
- „ 21. Januar 1898 wurde die neuerbaute St. Georgenkirche besichtigt.
- „ 11. März fand unter sehr reger Beteiligung das Stiftungsfest statt.

c) Vorträge und grössere Besprechungen.

Ihre Zahl belief sich auf 37. Es sprachen die Herren Geh. Regierungsrat Friedel zehnmal, Kustos Buchholz dreimal, Referent ebenso oft, Schulrat Prof. Dr. Euler zweimal. Je einmal die Herren Dr. Gustav Albrecht, Sekretär Altrichter, Prof. Dr. Ascherson, Geh. Baurat Bluth, Dr. Bolle, Prof. Galland, Regierungsbaumeister Körner, Frl. Lemke, die Herren Sekretär Meyer, Micha, Mielke, Prof. Müllenhoff, Pastor Parisius, Prediger Dr. Runze, Dr. Zache. Von Nichtmitgliedern sprachen je einmal die Herren Busse, Professor Dr. Ebert, Franz Goerke, Regierungsrat Ohlmüller.

O. Pniower.

3. Bericht des Bibliothekars.

Am Schlusse des Vereinsjahres 1896/97 waren in der Bibliothek vorhanden: 296 Bücher-Nummern mit 600 Bänden.

Zugegangen sind: 26 Nummern in 90 Bänden, einschliesslich der Fortsetzungen von Vereins-Jahresschriften, sodass der Bestand 321 Nummern in 690 Bänden beträgt.

Davon gingen ein als Geschenke der Verfasser:

1. Dr. Albrecht, Gust.: Wilhelm der Grosse. Patriotisches Festspiel für das deutsche Volk und Heer. gr. 8. Berlin 1897. 12 S.
 2. Dr. Brendicke: Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I. gr. 8. Berlin 1897. 128 S.
 3. Dr. Conwentz: Die Moorbrücken im Thal der Sorge auf der Grenze zwischen Westpreussen und Ostpreussen. Fol. Danzig 1897. 142 S. 10 Taf.
 4. Dr. Freund, Rich.: Der allgemeine Arbeitsnachweis in Deutschland. Fol. Berlin 1897. 68 S.
 5. May: Sind die fremdartigen Ortsnamen in der Provinz Brandenburg slavisch oder germanisch? 8. Frankfurt a. M. 1897. 32 S.
 6. Müller-Bohn: Die Denkmäler Berlins. 8. Berlin 1897. 72 S. mit Abb.
 7. Dr. Schwartz, W., Professor: Grundriss der brandenburgisch-preussischen Geschichte. 8. Berlin. 68 S.
 8. Dr. Schwartz, W., Professor: Gedenkblätter an das 500jährige Jubiläum des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Neu-Ruppin. 8. Neu-Ruppin 1865. 64 S.
 9. Dr. Schwartz, W., Professor: Annalen des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Neu-Ruppin. 4. Neu-Ruppin 1865. 60 S.
 10. Kolbe, E.: Geschichte der Bäcker-Innung zu Berlin. 8. Berlin 1897. 150 S. mit Abb.
- Ferner: durch Herrn Geheimrat Friedel:
11. Bericht über das Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinder-Krankenhaus in Berlin. 8. Berlin 1897. 44 S.
 12. Tischler, Otto: Gedächtnisrede auf J. J. A. Worsaae, gehalten am 4. März 1886. 4. Königsberg 1886. 11. S.
 13. Leo, Fr. Aug.: Volksbibliotheken in England. gr. 8. Weimar 1896. 16 S.
 14. Wegener: Geschichte der St. Georgen-Kirche und Gemeinde zu Berlin. gr. 8. Berlin 1889. 79 S. Mit Abb.
 15. v. Mirbach: Die Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche. gr. 4. Berlin 1897. 265 S. Mit Abb.
 16. Weyl, Th.: Die Müllverbrennung (Reisebericht). gr. 8. Jena 1893. 98 S. 11 Taf.
 17. Schlosky: Reisebericht an den Magistrat von Berlin betr. die Strassenreinigung u. Beseitigung von Hausabgangsstoffen. 8. Berlin 1893. 32 S.
 18. Führer durch die historische Ausstellung für Kinderpflege und Kindererziehung. gr. 8. Berlin 1897. 72 S.
 19. Wahnschaffe: Mitteilung über Ergebnisse seiner geologischen Aufnahmen in der Gegend von Obornik. gr. 8. Berlin 1897. 10 S.

20. Raeder: Der Circus Renz in Berlin 1846—1896. gr. 8. Berlin. 300 S.
Mit Abb. Prachtband.
21. Die Berliner Centenar-Feier für Kaiser Wilhelm den Grossen vom
21.—23. März 1897. 4. Prachtband. Berlin 1897. 145 S. Mit Abb.

b) Durch Schriften-Austausch.

Im Vorjahr standen wir im Schriften-Austausch mit . . . 65 Vereinen pp.
Hinzugekommen sind 5 "
sodass die Zahl der Vereine pp. jetzt beträgt . . . 70

und zwar sind es die folgenden:

- Berlin: Touristenklub für die Mark Brandenburg.
" Redaktion der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“.
" " " Zeitschrift „Aus allen Weltteilen“.
- Bamberg: Historischer Verein.
Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
Brandenburg a. H.: Historischer Verein.
Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer.
" Schlesische Gesellschaft für Volkskunde.
Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt.
Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie.
Danzig: Westpreussisches Provinzial-Museum.
Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und
angrenzenden Landesteile.
Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.
" Zentral-Kommission für die „Wissenschaftliche Landeskunde von
Deutschland“.
- Düsseldorf: Verein für die Geschichte des Niederrheins.
Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde.
Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk
Frankfurt a. O.
- Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.
Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte u. Altertumsforschung.
Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.
Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
" Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertums-Verein.
- Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
Heilbronn: Historischer Verein.
Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.
Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
Insterburg: Altertumsgesellschaft.
Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Roda.
Kempten: Allgäuer Geschichtsverein.

No. 106. Erinnerungsblatt an den Berliner Kongress 1878, gezeichnet von A. v. Werner. 00.

No. 107. 35 Lichtdruckbilder: (1. Heft.) Die Verheerungen der Eglitz und Lomnitz in Schmiedeberg und Krummhübel. 1. 8. 1897. Geschenk von Dr. Zache.

No. 108. 16 Blätter: Des Hyronimus Braun Prospect der Stadt Nürnberg vom Jahre 1608. gross Folio. 1896. Herausgegeben vom Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg. (Schriftenaustausch.) ad. 104, 5 und 6 von Herrn Geheimrat Friedel.

Im ganzen 108 Nummern.

4. Wahl der Rechnungsrevisoren. Es wurden gewählt die Herren F. Körner und Prof. Dr. Galland.

5. Neuwahl des Vorstandes nach § 20 der Satzungen. Auf Antrag des Herrn Oberstabsarztes a. D. Dr. Maass wird der gesamte Vorstand durch Akklamation wiedergewählt. Herr Geheimer Regierungsrat Friedel dankt hierauf für die Wahl.

6. Von Herrn Kustos Buchholz wurden aus dem Märkischen Museum einige Bildwerke vorgelegt:

a) Farbige Bilder und Bleistiftzeichnungen von Robert Rabe aus Berlin aus der Zeit vor 50 Jahren, darunter eine Ansicht der Moabiter Brücke mit Umgebung, sowie das Schlittschuhlaufen bei der Rousseau-Insel.

b) ein vorzüglicher Stich, gez. v. Ludwig Burger, gestochen von Franz Schöning, „Das fliegende Korps der Künstler zu Berlin 1848“ mit den Portraits der Mitglieder, an der Spitze der Kupferstecher Unger auf einer geflügelten Sphinx reitend.

c) der Friedhof der Märzgefallenen im Friedrichshain, acht photographische Aufnahmen von verschiedenen Stellen.

d) 2 Photographien:

Spandau bei Abbruch der Stadtmauer im Jahre 1880. Bildliche Erinnerungen an die Haft Gottfried Kinkels im Zuchthause zu Spandau.

7. F. M. legte zur Erinnerung an Ramler zwei grössere Bildnisse (Kupferstiche) des Dichters vor, welcher Friedrich den Grossen in seinem Hymnus „Auf die Wiederkehr vom Feldzuge, den 30. März 1763“, zuerst den „Einzigsten“ genannt hat. Am 11. April d. J. werden einhundert Jahre seit dem Hinscheiden Karl Wilhelm Ramlers aus einem vollen Dichterleben verflossen sein. Er verschied in dem Hause Nr. 5 der Neuen Promenade. Seine Gestalt tritt uns am Postament des Denkmals Friedrichs des Grossen entgegen; sein Andenken bleibt auch in der nach ihm benannten „Ramlerstrasse“ erhalten.

8. Herr Robert Mielke: Einige Burgwälle des Havellandes. Wir hoffen diesen Vortrag mit Abbildungen versehen im nächsten Hefte bringen zu können.

9. Volkstümliches und Kulturgeschichtliches aus der Pflanzenwelt der Mark Brandenburg.

Von E. Lemke.

Geehrte Anwesende! Schon wiederholt haben in unserm Verein „Volkstümliches und Kulturgeschichtliches aus der Pflanzenwelt der Mark Brandenburg“ den Vortragsstoff gebildet; nach mancher Richtung hin wird alles Hierhergehörige erschöpfend herangezogen sein. Somit möchte es befremden, dass auch meine Mitteilungen besagtes Thema berücksichtigen wollen. Es verhält sich jedoch damit, wie mit der Wanderung eines Botanikers, der zwar längst alle bekannten und beinahe alle seltenen Pflanzen in seinem Herbarium beisammen hat, der aber sein Lebenlang nicht müde werden könnte, immer wieder auf Ausbeute zu gehen, — sei es, dass er neue Fundorte feststellen will oder ein Herbariums-Exemplar ergänzen resp. ersetzen muss, oder was sonst für einen Grund zur Wanderung er ausfindig macht. Trägt er eine grosse Botanisier-Trommel mit sich, so wird sie auf jeden Fall gefüllt; und ist die Trommel nur klein, so wird sich der Pflanzenfreund nicht einen Augenblick besinnen, alles sonstige „Aufgenommene“ in seinen Taschen unterzubringen oder liebevoll in den Händen zu tragen. Und wenn jemand ihm sagen würde: „Mein Gott, dieses Zeug kennen Sie ja längst! — das haben Sie gewiss schon vor Jahren nach Hause getragen; was ist nun noch besonderes daran für Sie? — dann wird er, je nach seinem Gemütszustande, glücklich lächeln oder feindselig und hochmütig den Sprecher anschauen; er kann sich nicht in eine Auffassung hineindenken, die an bekannten Dingen nichts mehr zu beobachten hat. Aber sehr oft ist ein überraschend Neues hinzugekommen.

Einer solchen Wanderung, die auch längst Bekanntes berücksichtigt, möchte ich meinen bescheidenen, kleinen Vortrag vergleichen. Es ist zwar ein wahres Wort: wer sich entschuldigt, ehe er gefragt wird, klagt sich selber an; aber ich bin es Ihnen doch schuldig, zu sagen, dass es nicht meine Absicht ist, ein irgendwie abgeschlossenes, grösseres Bild zu liefern; Sie werden nur einige Einzelfragen herangezogen sehen, und diese Fragen werden nur sehr alltägliches betreffen.

Vor wenigen Monaten wurde im Oberharz, auf dem sogenannten Brandhei, zwischen Braunlage und Tanne, unter dichtem Waldgestrüpp ein merkwürdiges Denkmal aufgefunden, das dort vor 150 Jahren errichtet worden und inzwischen ganz in Vergessenheit geraten war. Als man zufällig den Wald an dieser Stelle lichtete, legte man zur grössten Überraschung einen 2 Meter hohen Granitblock frei, der auf eiserner Tafel die Inschrift trägt: „Hier wurden im Jahre 1747 die ersten Versuche mit dem Anbau der Kartoffel gemacht“. („D. Tagesztg.“, 5. Okt. 97.)

Für strebsame Mitglieder der „Brandenburgia“ oder solche, die es werden wollen, bietet sich hier eine hübsche Aufgabe. Man mag über Denkmäler — die bekanntlich in unseren Tagen wie Pilze aus der Erde schiessen — denken, wie man will, immerhin wäre es interessant zu wissen, auf welchem Plätzchen in der Mark Brandenburg die ersten Versuche mit dem Anbau der Kartoffel gemacht worden sind. Einem dahinzielenden Bemühen kann die Richtung angegeben werden. Diese Richtung betrifft die Umgegend von Berlin. In seinem Büchlein „Der Kartoffelbau“ (2. Aufl.) sagt Hugo Werner: „Berlin war einer der ersten Orte, in dessen Nähe 1738 die Kartoffeln zuerst im grossen zur menschlichen Nahrung angebaut wurden. Friedrich Wilhelm I. schenkte nämlich einem Krankenhause (der Charité) Land unter der Bedingung, für Arme und Kranke darauf Kartoffeln zu bauen“. Es möchte nicht überflüssig sein, einige Angaben über die Kartoffel, soweit es Deutschland betrifft, einzuflechten. H. Werner erzählt uns, dass sie angeblich schon im Jahre 1587 von einem Arzte Dr. Scholz angebaut wurde; auch besass Joachim Camerarius 1588 Kartoffeln in seinem Garten zu Nürnberg, wie Graf von Helfstein 1595 in seinem Garten zu Wiesensteig. Um diese Zeit war die Kartoffel (nach Caspar Schwenkfelder) auch in Schlesien ziemlich gewöhnlich; sie wurde aber nur in der Asche geeröstet. In Westfalen und Niedersachsen begann die Kartoffelkultur um 1640, in Braunschweig um 1647; in diesem selben Jahre führte Hans Kogler aus Selb sie im Voigtlande ein. Und 1651 baute der Grosse Kurfürst die Kartoffel im Berliner Lustgarten an. Nach Preussen kam die Kartoffel durch Pfälzer im Jahre 1720. Eine allgemeinere Verbreitung fand der Anbau in ganz Deutschland jedoch erst durch die Hungersnot von 1745 und durch die Anstrengungen, welche Friedrich der Grosse auf sein Regierungs-Programm gesetzt hatte. Die von dem weisen Könige angeordneten Anbauversuche wurden mit dem grössten Widerstreben (besonders in Pommern) in Angriff genommen, sodass eigentlich nur die Teuerungen 1771—72 die Vorurteile beseitigen konnten. Seit dieser Zeit begann die Kartoffel, hauptsächlich auf leichtem Sandboden, eine vollständige Umänderung des landwirtschaftlichen Betriebes anzubahnen. — Heute beträgt die Anbaufläche im Deutschen Reiche beinahe 3 Millionen Hektar, welche durchschnittlich 500 Millionen Centner Kartoffeln liefern.

Ich will die mehr oder minder bekannte Entwicklungsgeschichte des Namens unerwähnt lassen, möchte aber bemerken, dass die Kartoffeln in Böhmen „Brambory“ — korrumpiert aus Brandenburg — heissen; und aus der grossen Zahl von Sorten nenne ich als hierhergehörig: die rote märkische und die frühe rote märkische oder rote Fürstenwalder Kartoffel.

Nach R. Blanck gingen die Bemühungen Friedrich des Grossen

soweit, dass er im Jahre 1765 den Landleuten bei Strafe anbefehlen musste, dass von jedem Wirte im Dorfe mindestens zwei Metzen Kartoffeln jährlich ausgepflanzt wurden. R. Blanck hält 1748 für das Jahr der Einführung von Kartoffeln; mithin könnten wir jetzt in der „Brandenburgia“ ein 150jähriges Jubiläum mit Bratkartoffeln, Kartoffelkuchen (Puffert), Kartoffelsalat u. s. w. feiern. Zur Zeit unserer Urgrossväter wurde die Kartoffel häufig nur wie Käse zum Brot gegessen.

Von massgebender Seite wird behauptet, dass in Frankreich erst die Schrecknisse von 1793 und die Hungersnot von 1817 die Kartoffel zu Ehren gebracht haben, während hier schon der dreissigjährige Krieg eine günstige Unterlage gebildet haben soll; nachhelfend hätte dann der siebenjährige Krieg und vollendend der Befreiungskrieg gewirkt. Auf jeden Fall gelang nur der bitteren Not das Eroberungswerk des so lange missachteten Gewächses, welches bekanntlich zu der Familie der Nachtschatten (Solanaceen) gehört.

Es wird einen und den anderen von Ihnen überraschen und belustigen, zu hören, dass der Grosse Kurfürst keineswegs auf dem Kartoffelfelde mit Friedrich dem Grossen um die Ehre des Nachruhs in die Schranken tritt. Die Kartoffeln wurden — „ihrer schönen Blüte wegen“ als Zierpflanze in den Berliner Lustgarten gebracht und sind überhaupt auf diesem uns heute nicht ganz verständlichen Wege zuerst in die Mark Brandenburg gekommen; bei aller Liebe zur ewig schönen Natur möchte es doch keinem von uns einfallen, ein Sträusschen Kartoffelblüten etwa zu anmutig sein sollendem Geschenke zu pflücken oder zu kaufen. „Die Kartoffel ist (sagt Franz Söhns in „Unsere Pflanzen“, S. 47) jahrzehntelang eine Gartenstaude geblieben; das Volk verschmähte sie lange Zeit und sah eine Bosheit der Vornehmen darin, dass man ihm dieses (entschuldigen Sie!) „Schweinefutter“ empfahl, während man doch wisse, dass die menschliche Nahrung in Korn, Hülsenfrüchten und Fleisch bestehe“. (Augenblicklich gehören die Chinesen zu den die Kartoffel ablehnenden Völkern.)

Der Wert der Kartoffel als Nahrungsmittel beruht, wie wir wissen, fast nur auf ihrem Gehalt an Stärkemehl. Eine ausschliessliche Ernährung durch diese sonst so überaus schätzenswerte Frucht ist ein Ding der Unmöglichkeit; Moleschott sagt, dass derjenige, der sich 14 Tage lang nur mit Kartoffeln sättigen müsste, nicht mehr imstande sein würde, sich diese Kartoffeln zu verdienen. (In Irland, in einigen Teilen Schlesiens u. s. w. sprechen zahlreiche Krankheiten und eine ausserordentlich grosse Sterblichkeit für diese Behauptung.)

Von der allmählich fortschreitenden Schätzung der Kartoffel in der Mark Brandenburg giebt uns Ioan. Sigism. Elsholtz in seinem umfangreichen Buche „Vom Garten-Bau“ (gedruckt zu Cölln an der Spree, 1684) Nachricht. So heisst es von den „Tartuffeln“: „Allhier muss

man nicht verstehen die Erdmorcheln, welche sind ohne Stengel und Blätter, als welche von den Welschen Tartuffeln genannt werden, sondern diejenigen, so ein vollkommen Gewächse sind und gehören unter das Geschlecht der Nachtschatten; *Solanum tuberosum esculentum*. Hiervon ist noch eine andere Art vorhanden, nämlich *Solanum tuberosum esculentum flore albo*, Tartuffeln mit weissen Blumen und gelben Wurzeln, da an den ersten die Blumen purpur und die Wurzeln roth sind. (Heute sprechen wir von weissen und gelben, von roten und blauen Kartoffeln.) Diese Tartuffeln beyderseits können durch Samen fortgebracht werden, aber langsam: derthalben nehmet die Knollen derselben und leget sie in der Fasten mit dem vollen Mond ein—zween Zoll tief und vier von einander, gleichfalls in ein fett, mürbes und etwas sandig Erdreich; so wachsen sie wol, vermehren sich merklich, blühen im Sommer schön und bringen hernach runde Aepfflein voller Samen. Im October, weil sie den Winterfrost ohn Schaden nicht leicht ertragen, nehmet sie aus der Erden, leset die grösten aus zur Speise, die kleinen leget im Keller ins Sand oder thut sie nur so bloss in einen Kober und setzet sie in ein Gemach, welches vom Frost befreyet; davon könnet ihr auff's Frühjahr wieder etliche ins Land bringen. Jedoch können sie auch den Winter ausdauren, wenn ihr sie auff ihrem Bett ziemlich tieff vergrabet und mit Stroh bedeket. In der Küche werden sie fürnehmlich auff viererlei Art zubereitet. Erstlich siedet sie in Wasser mürbe, und wenn sie erkaltet, so ziehet ihnen die auswendige Haut ab; alsdann giesset Wein drüber und lasset sie mit Butter, Saltz, Muscatenblumen und dergleichen Gewürtz von neuen kochen: so sind sie bereit. Danach kan man sie mit Hünen-, Rind- oder Kalbfleisch-Brühe kochen und abwürtzen, oder sie auch an Rind- und Hammelfleisch thun. Oder man schneidet die abgekochete Tartuffeln in runde Scheiben und bratet sie in der Pfanne. Oder man schneidet Zwiebeln und Essig dran und lasset es also durchbraten“.

Der gute Elsholtz, der übrigens Hof-Medicus war, hat sein Buch dem Grossen Kurfürsten und dessen Gemahlin Dorothea gewidmet, mit der Bemerkung: dass im Zusammenhang mit Garten, Blumen und Früchten niemand sich zum Vergleiche mit den hohen Herrschaften bequemer fügen könnte, als Apollo und Diana. Und in der Einleitung sagt er u. A.: „Wo findet man mehr zugelassene Ergetzlichkeit, wo findet man ehrlichem Gewinn, als bey der Gärtnerey? Was belustiget die Augen mehr, als ein auffgeputzter Garten? — Als Cyrus einsmahl von dem Spartanischen Fürsten Lysander besucht ward, zeigte er diesem fürnehmen Gast seine Herrlichkeiten und führete ihn endlich auch in seinen Garten zu Sardis. Lysander, nachdem er die fleissige Eintheilung des gantzen Wercks, die Mannigfaltigkeit der Gewächse und die nach der Schnur ganz ordentlich gepflanzte Bäume mit bedacht

durchschawet, entsatzte er sich und sprach: Ich verwundere mich über diese Pracht, aber ich halte noch höher den Künstler, der dieses alles so zierlich angeordnet hat. Als Cyrus dies hörte, gefiel es ihm über die massen wol und sagte weiter: Mein Lysander, Alles dieses habe ich mit meinen Händen verfertigt, auch das meiste selbst gepflanzt. Hierauff sahe Lysander den Cyrum, welcher die Königliche Kron auff dem Haupte trug und mit der allerkostbarsten Kleidung angeleget war an und sprach: Solltet denn ihr, Herr König, mit eweren Händen etwas allhier gepflanzt haben? Da antwortete Cyrus: Verwundert ihr euch hierüber, Lysander? Ich schwere bey dieser Cron, dass bey gesunden Tagen ich niemahls zur Taffel gehn, ehe ich mir, es sey durch Kriegs-, Garten- oder Feldarbeit einen Schweiss abgejaget.“

Ob der Herr Hof-Medicus ein Gleiches dem Grossen Kurfürsten anraten musste?! Jedenfalls weist er mit aufrichtiger Freude auf die von jenem geschaffenen herrlichen Anlagen in Cölln an der Spree, in Potsdam, Bornheim, Glienicke u. s. w. hin. Hier wäre wieder das mit Abbildungen geschmückte, wertvolle Buch von Ferd. Meyer: „Der Berliner Tiergarten von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart“ in Erinnerung zu bringen.

Interessante Mitteilungen über volkstümliche Benennung der Kartoffel in der Mark, sowie einige weitere einschlägige Bemerkungen brachte W. von Schulenburg in No. 5 des 5. Jahrganges des „Monatsblattes“.

Die Geschichte einer andern Kulturpflanze, nämlich der Teltower Rübe, könnte man — mit Alexius Becker (D. Tagesztg. 5. Okt. 97) zu sprechen — durch sämtliche Epochen verfolgen, so lange die Hohenzollern über die Mark herrschen, aber noch weit darüber hinaus. Elisabeth Charlotte von Orleans (Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und einer Prinzessin von Hessen-Kassel, geb. am 27. Mai 1652 in Heidelberg, gest. am 8. Okt. 1721 in St. Cloud, nach Trennung der Ehe ihrer Eltern erzogen von ihrer Tante, der Kurfürstin Sophie von Hannover, und aus politischer Berechnung im Jahre 1671 mit dem Bruder des Königs Ludwig XIV. von Frankreich, dem Herzog Philipp von Orleans vermählt), die pfälzische Liselotte, die unentwegt deutsche Frau, führte die Teltower Rübe als besonderen Leckerbissen aus der Kurmark am französischen Hofe ein.

Im „Monatsbl.“ 6. Jahrg. No. 7 bringt Herr Geh.-R. Friedel einige Notizen über den Rübenbau in der Mark. Daran möchte ich zunächst die Bemerkung knüpfen, dass bereits „die ersten Urbarmacher der Mark Brandenburg, die fleissigen Cisterzienser Mönche, alljährlich dem Papste in Rom zwei Tönnchen Teltower Rüben sandten“, und so dann mögen hier weitere Angaben A. Beckers folgen. Danach brachten die Bürger von Teltow den Ertrag ihrer Äcker schon in sehr früher Zeit zur Doppelstadt Berlin-Cölln auf den Markt; sie tauschten dafür

Waaren ein, die sie in ihrem eigenen vom grossen Weltverkehr abgelegenen Landstädtchen nicht erstehen konnten. Die Doppelstadt wuchs und weitete sich; Paläste stiegen in ihren Strassen auf, und grosse Weltfragen wurden hier entschieden. Der Bürger von Teltow baut noch immer seine Rüben, getreulich den Weisungen folgend, wie sie seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht auf seinem bescheidenen Anwesen sich forterben. Wenn der Name seines Städtchens überhaupt auch in entfernteren Gegenden bekannt geworden ist, so hat er das allein dem schmackhaften Gemüse zu danken, das in seiner Ackerfurche gedeiht. Wo aber Teltow liegt, weiss darum doch der tausendste nicht; und am allerwenigsten traut man dem übelbelemdeten Sandboden der Mark Brandenburg zu, dass er einen so köstlichen Leckerbissen hervorbringen im Stande sei. Wie weit diese Unkenntnis reicht, geht aus folgender Anekdote hervor, die Habs und Rosner in ihrem „Appetitlexikon“ mitteilen. Im Jahre 1806 war Graf Henckel von Donnersmarck in Paris. „Eines Tages (so erzählt er) speiste ich bei dem Justizminister Cambacérès; ich hatte meinen Platz zwischen dem bayerischen Minister Grafen Montgelas und dem berühmten Gastronomen d'Aigrefeuille. Zum Dessert kamen kleine Teller, auf denen 6—8 Rübchen lagen. Auf meine scherzhafte Frage, was das für eine Seltenheit wäre, erhielt ich von d'Aigrefeuille die gravitatische Antwort: „Des navets de Teltow“. Nun konnte ich nicht unterlassen, ihn zu fragen, wo denn Teltow läge; und er — mit einer Miene, die seine Verwunderung über meine Beschränktheit ausdrückte, und aus Mitleid die Hand vorhaltend, damit meine Unwissenheit nicht bemerkt würde — antwortete mit Nachdruck: „En Amérique.“

Das Städtchen Teltow, keineswegs in Amerika, sondern etwa 10 Kilometer von Berlin entfernt gelegen, wird vornehmlich von einigen Händlern aufgesucht, welche den Ertrag der Äcker aufkaufen und überallhin versenden: nach Paris, Wien, London, St. Petersburg u. s. w., ganz besonders aber nach Amerika, wo für die Teltower Rübe verhältnismässig überaus beträchtliche Preise gezahlt werden. Gerade der Sand verleiht diesem Gemüse den überall geschätzten Wohlgeschmack. Obgleich die Rübe auch in angrenzenden Orten mit demselben Erfolge gezogen wird, behauptet der Teltower: nur seine Äcker könnten eine wirklich gute Rübe liefern; der Name bleibt allerdings an Teltow gebunden. Auch in den Gärten Berlins gedeiht die berühmte Rübe, sobald sie den richtigen Sand bekommt. Gerade von Berlin aus betrieb man in früheren Jahrhunderten einen sehr lebhaften Handel nach ausserhalb und auch in beträchtliche Fernen. Auf der Tafel der Hohenzollern hat die kleine Rübe stets die verdiente Würdigung gefunden. Friedrich Wilhelm I. räumte ihr schon deshalb gern diesen Platz ein, weil sie in seinem eigenen Lande gezogen wurde und deshalb wohlfeil war. Auch der alte

Fritz liebte Teltower Rüben; sie mussten aber scharf gewürzt sein und noch allerlei Zuthaten haben. Von anderen hochangesehenen Liebhabern der Teltower Rüben sei Goethe genannt.

Im „Verein für Volkskunde“ sprach vor kurzem Herr Sökeland über die Teltower Rübe und ihre mehr oder minder gelungenen Stellvertreter; ich habe darauf verzichtet, diese Angaben hier zu bringen, in der Meinung, dass Herr Sökeland vielleicht selber einen Bericht liefert.

Elszholtz bespricht sehr ausführlich alle möglichen Gemüse, hält sich aber nicht lange bei den navets (den Steckrüben) auf. Er sagt u. a. nur, sie seien „von unterschiedener Grösse, unter welchen die kleinsten am lieblichen Geschmack den Vorzug haben“. Von den Mohrrüben behauptet er, dass der Samen bei abnehmendem Monde ausgestreut werden müsste. Für die Beiss- oder roten Rüben giebt er ein Rezept an; sie wurden schon damals in unserer gewöhnlichen Weise „eingemacht“; doch brauchte man dazu neben Meerrettig auch Garbe und Wein. Ferner erfahren wir, dass man Cichorien-Wurzeln an Fleisch nahm oder in Zucker einkochte und auch (nebst den Blättern) zu Salat benutzte. Ebenfalls der Rettig ist bei abnehmendem Monde zu säen; „sintemahl der im wachsenden Mond auch den Mangel hat, dass er leicht in Samen gehet. Der Rettig gehöret vor die starcke Magen, der Radiess aber vor die zarten“. Haberwurtz (*Tragopogon porrifolius* L.) muss man in der Fasten mit abnehmendem Monde säen auff gut Land. Wan sie in die Blume steigen, machet man von Latten und Stäbeln ein Gelender ümb das Bett“. Heutzutage dürfte dieses Gemüse, dessen Wurzeln auf verschiedene Art zur Verwendung kamen, nicht nur als altmodisch gelten, sondern wohl ganz unbekannt sein. Gern preist Elszholtz den „süssen Fenchel aus Welschland, welcher den Teutschen Fenchel an Gütigkeit weit übertrifft, also dass sich auch die rohen Stengel mit Anmuht essen lassen. Aber der Süsse verwandelt sich hier zu Lande leicht in den Gemeinen“.

Dies ist ein Schicksal, welches gewissermassen auch dem köstlichen Himmels Geschenk, dem Wein, zuteil wird.

Schon vielmals ward in der „Brandenburgia“ in Vortrag und schriftlicher Mitteilung über den Weinbau der Mark berichtet; aber einige weitere Beiträge können noch nachträpfeln, besonders, da Ihnen — geehrte Anwesende — die vorhin erwähnten Kartoffeln, Rüben u. s. w. ein wenig zu trocken gewesen sein mögen.

Mit Hülfe von K. Neumann-Strela („Nat.-Ztg.“, 21. Nov. 97) kann ich Sie zum Prunksaale des neuen Schlosses führen, das Kurfürst Joachim II. in Cölln an der Spree und Berlin an Stelle der Burg errichten liess. (Ich möchte noch vorausschicken, dass Joachim II., mit dem Beinamen Hector, von 1535—71 regierte und ein ebenso tapferer

wie wohlwollender, aber ungemein prachtliebender Herrscher war. Im Jahre 1569 erhielt er von Polen die Mitbelehnung über Preussen, welches bekanntlich — bis 1525 noch Ordensland — unter dem derzeitigen Hochmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg, ein unter polnischer Hoheit stehendes Herzogtum geworden war. Seit 1486 sind die Hohenzollern heimisch in der Mark, und 39 Jahre später knüpften sich die Bande zwischen Brandenburg und Preussen. Seitdem — es sind also 373 Jahre vergangen — haben wir Brandenburger und Preussen uns meist gut vertragen.) Besagter Prunksaal Joachim II. war märchenhaft ausgestattet. Zwischen den zu Schmausereien bestimmten Tafeln hatte man den Boden mit grünem Rasen belegt, und über eine kunstvolle Brücke musste der mit Weinfässern beladene und von Küfern begleitete Wagen fahren. Die Fässer wurden vor die Schänktische gerollt; und durch Schläuche floss nicht nur ungarischer, fränkischer und rheinischer, sondern auch märkischer Wein in Humpen und Krüge. Bei den Klängen der Musik kamen Mädchen über die Brücke. Sie waren bekränzt und auch im übrigen geschmückt und hatten die Speisen herbeizutragen. (Wenn ich hier über Kulturgeschichtliches aus der Tierwelt berichten wollte, so würde ich eine Weile lang nur Namen aufzuzählen haben; es ward erstaunlich viel aufgetragen. Aber wir wollen uns an den Wein halten und nur nebenbei bemerken, dass ein gebratener Schwan in vollem Federkleid erscheinen musste.) Man sang vom Weine u. a.:

Mein lieber Herr, ich will Euch dessen bringen

Und fröhlich, fröhlich singen;

Frisch auf, Ihr Herr'n, heran und d'ran!

Das Fässchen hat kein'n Panzer an.

Gegen Schluss des üppigen Mahles wurde der „Mischtrank“ gereicht, d. h. für die Männer ein märkischer Wein mit starken Gewürzen, Muskatnuss, Nelken, Ingwer, oft auch mit Bier gemischt, für die Frauen ein Getränk, in welchem Zucker, Honig und Rosenblätter eine bedeutende Rolle spielten. Joachim II. hatte die erlesensten Weine in seinen Kellern und benutzte unpatriotischer Weise das märkische Gewächs nur zum Mischtrank. Der Adel hielt es für seine Pflicht, dem Beispiele des Kurfürsten zu folgen. Doch die Bürger tranken den einheimischen Rebensaft, wie ihn die Kärner in die Städte brachten. In fast jedem märkischen Bürger- und Bauernhause lag neben der Biertonne ein Fässchen Wein. An einer Weinststeuer fehlte es nicht, und wer sich ein Ohm oder Fuder kommen liess, musste eine hohe Abgabe errichten. Selbst ärmere Leute tranken damals ihr Kännchen Wein. Sie holten ihn vom Auszapfer, wie man den Schankwirt nannte, bei dem sich gewöhnlich auch die Innungsstube befand. Dann war neben dem Innungswappen über der Hausthür noch eine Traube gemalt. Die Vornehmen kamen schon am Morgen in die Geschlechterstuben, um märkischen

Wein, mit starken Gewürzen gemischt, zu trinken; aber die Handwerker suchten ihre Zechstuben erst am Abend auf. Dort ward nur ganz junger Wein, einjähriger, sogenannter Firnewein, ohne Mischung geschänkt. Die Begründung des Weinbaues in der Mark verliert sich im Dunkel der Vergangenheit. Man glaubt, dass Albrecht der Bär zuerst Setzreben durch Rheinländer nach Brandenburg kommen liess; sicher ist, dass die Dominikaner schon 1187 Weingelände am Berliner Kreuzberge hatten. (Wer jetzt im Victoria-Park umherwandelt, muss sich am Dufte von Erinnerung und Sage genügen lassen, falls er es nicht vorzieht, zu Borchardt, Haussmann und anderen bewährten Quellen zu wandern.) In jener fernen Zeit wurden auch um Stendal, Rathenow, Oderberg und Guben, sowie noch an vielen anderen Orten Weinberge angelegt.

Bis zum Jahre 1536 pflegten die Gubener Weingärtner alljährlich zu Frühlings- und Herbst-Anfang einen feierlichen Umzug zu halten. Die Geistlichkeit schritt voran; und man sang Lieder auf den Weingott und den Kaiser Rothbart, den Beschützer des Weinbaues. So erzählt Karl Gander in seinen „Niederlausitzer Volkssagen.“

Die Ausfuhr des märkischen Weines stieg zu bedeutender Höhe. Er ward zu einem der wichtigsten Handelsartikel, den man zu Wagen und Schiff nach Preussen, Böhmen, Polen, Russland, Norwegen und sogar nach Frankreich — zu „Weinfälschungen“ versandte. Wie uns Nordhoff belehrt, haben dann rauher gewordenes Klima, Wandel der Kulturverhältnisse und Eingehen der Klöster gemeinsam an dem Niedergang des märkischen Weinbaues gearbeitet; der dreissigjährige Krieg gab ihm sozusagen den Rest.

Doch nein, ganz ist der märkische Weinbau noch nicht abgethan. Im vorigen Sommer konnte unser verehrter Johannes Trojan, als er eine Winzershochzeit an der Mosel mitmachte, erleben: dass zum Schmücken des Festsaales grosse, reife Weintrauben verwandt waren, die aus Südde bei Berlin stammten, nämlich von dem Gärtner Kotte, der sie — allerdings im Glashause — zur beschleunigten Reife genötigt hatte. Die prächtigen Trauben waren, mitsamt den abgeschnittenen Reben, an einer durch den Saal gezogenen Schnur befestigt und bildeten einen ungemein hübschen Ausputz, der allgemeines Bewundern fand und allmählig zu einer richtigen Weinprobe herhalten musste.

In Werder bei Potsdam wurde noch vor einigen Jahrzehnten Wein gekeltert; ob derselbe zur Ausfuhr kam, kann ich nicht sagen.

Elszholtz spricht sehr viel vom Weinbau in der Mark Brandenburg; doch wollen wir uns nicht lange bei ihm aufhalten. „Gegen Bartholomäi (sagt er) fangen einige Trauben an zu zeitigen und dem Wein-Herrn wegen gehabter Mühe einen fröhlichen Blick zu geben, sonderlich wofern der Jahrgang gut ist. — Die gesammelten Trauben

werden in Zuber oder Tienen, welche etwas von der Erden erhoben stehen, geschüttet und durch starke Männer mit Füßen wol zertreten.“

Ein sogenanntes Hausbuch vom Jahre 1598*), welches in seiner Vorrede den kurfürstlich brandenburgischen Konsistorialrat und Propst zu Berlin, den Herrn Jacobo Cölern, und dessen Sohn M. Johann Cölern — welche beiden sich durch umfangreiche Schriften einen Namen machten — als Verfasser rühmt, bringt eine sehr eingehende Anweisung für Weinberg-Besitzer. Da heisst es denn: „Wer einen Weinberg bawen will, der muss einen andern in der Daschen haben, das ist, Er mus manche Jahr nach einander gar viel mehr auff seinen Berg oder Garten wagen, denn Grund vnd boden, vnd alles was droben stehet, werth seyn. — Wo es Sandicht ist, da gibet es gerne süsse vnd wolgekochte Wein. — Wenn man den Wein lieset, so gebe man den Lesern vnd Pressern balde früe Mittags vnd Abends, jedoch nach des landes brauch vnd gelegenheit, genug zu Essen vnd zu trinken, denn wenn man etwas daran erkargen oder ersparen wil, so essen sie desto mehr wein vnd trinken Most, so hat mans doppelten schaden. — Wenn etliche den Most so süss behalten wollen, dass er bleiben sol, wie er von der Pressen gelauffen, so thun sie nur bald Kese ins Fass; Etliche geröst Brod. — Ist der Wein trüb vnd nicht sawer, so thue in den Wein für 1 Pfennig Ziegen Milch, vnd mische die wol, so wird er lauter vnd schön. — Weisse Wein oder blanke Wein seynd die schwachste Wein, die man haben kann; drumb seyn sie am aller bequemsten den Leuten die da studieren sollen oder sonst ein schwach gehirn haben. Die rothen steigen einem ehr vnd mehr ins Heupt. Drumb seyn sie denen Leuten nicht gesund die schwache Gehirn haben. (Es scheint, dass ein starkes Gehirn zu jener Zeit als Seltenheit angenommen wurde.) Darnach sol man weiter wissen, dass das Ingenium eines Menschen, der ein stark gehirn hat, mehr gescherfft wird, wenn er einen rechten guten gesunden Wein trincket, als sonst, wenn er jn nicht trincket. Denn ein solcher Wein gibt gute klare subtile reine Spiritus oder Geister, drumb pflegen die Theologen solche gute Weine zu trincken, wenn sie mit hohen Gedanken vmbgehen, vnd sollen derentwegen solche Leute (die beiden Cölern waren Geistliche) mit rechten guten klaren, wolriechenden gesunden Weinen wol versehen vnd versorget seyn. — In Summa: Unter allen Säfften, die inn der Welt seyn können, ist der Edle Rebensafft der allerköstlichste vnd herrlichste.“

K. Neumann-Strela sagt, in der Mark Brandenburg sei die Weinlese mit einem Tanze unter der Linde beschlossen worden. Begeben wir uns, geehrte Anwesende, da uns nach den Wein-Bildern doch etwas

*) M. Johannis Coleri, Oeconomia und Hausbuch. Ander Theil. Gedruckt zu Leipzig, durch Frantz Schnelboltz. 1598.

heiss geworden sein könnte, in Gedanken auch unter die kühlende, schattige Linde!

Es giebt in der Mark mehrere Linden, die sich einen Namen gemacht haben. Zuerst will ich jene aus dem Grunewald anführen: die bekannte, allerdings entschlafene Jaczo- (oder Jaczko-) Linde, deren Alter freilich nicht festgestellt ist. „Nicht ausgeschlossen kann die Möglichkeit bleiben, das Jaczo seinen Schild an jener Linde aufgehängt, die damals freilich noch ein junger Baum gewesen sein musste. Denn man berechnet das erreichbare Alter der Linde bis auf 800, ja selbst bis auf 900 Jahre.“ (D. Tagesztg. 17. Aug. 97.) Hier muss ich nun zunächst bemerken, dass von anderer Seite behauptet wird, Jaczo von Köpenick habe seinen Schild an eine Eiche gehängt. Das lässt sich jetzt nicht mehr untersuchen. Jaczo, bekanntlich ein Vasall des märkischen Fürsten Pribislaw, leistete heftigen Widerstand, als genannter Fürst sein Land dem Markgrafen Albrecht dem Bären vermachte; er that dagegen Einspruch und eroberte im Jahre 1157 Brandenburg. Albrecht vertrieb ihn aber wieder und nahm ihm seine Lande Barnim und Teltow (mitsamt allen Rübchen), worauf Jaczo nach Pommern ging, woselbst er gestorben ist. Die Sage erzählt, dass er auf der Flucht nach seiner Niederlage an die Havel gekommen sei und dem Christengott gelobt habe, seinen Glauben anzunehmen, wenn er sich glücklich über den Strom rette. Dies gelang ihm; und nun habe er seinen Schild an einen Baum gehängt und sich Albrecht unterworfen. Daher soll der Name Schildhorn im Grunewald stammen. Andere Namenserkklärungen bringt W. Schwartz in seinen „Sagen und alten Geschichten der Mark Brandenburg.“ In diesem hochinteressanten Büchlein finden wir noch weitere berühmte Linden. Zunächst jene, welche als eines der Wahrzeichen Neu-Ruppius gilt. „Neben der Klosterkirche steht nach dem See zu an der Mauer eine alte Linde. Die Einen erzählen, dass in dieselbe einmal die Pest gebannt sei; die Andern sagen, darunter hätten die Mönche bei ihrem Abzuge ihre Schätze vergraben. Schon zweimal ist sie dem Eingehen nahe gewesen, aber immer wieder ausgeschlagen. Wenn sie zum drittenmal ausschlägt, können — wie man glaubt — die Schätze gehoben werden.“ — Die Geschichte der drei Linden auf dem Heiligen Geist-Kirchhofe in Berlin, welche als Orakel verkehrt gepflanzt sein sollen, ist den Mitgliedern der „Brandenburgia“ in so guter Erinnerung, dass ich hier eine weitere Erwähnung unterlassen kann. Nach W. Schwartz wollte man von den mit diesen Bäumen in so bedeutungsvollen Zusammenhang gekommenen Brüdern eine Familie „von der Linden“ ableiten. — Schliesslich führe ich aus genanntem Büchlein die „Bittschriften-Linde“ in Potsdam an. „Friedrich d. Gr. bewohnte die Eckzimmer im Potsdamer Schlosse nach der Teltower Brücke zu, von welchem Platze aus der König die Aussicht auf die Havel und den

Brauhausberg hatte. Von seinem Schreibtische aus konnte er mittelst dreier Spiegel den Lustgarten, die Brücke und die ganze Umgebung des Schlosses übersehen. Unter dem Fenster zunächst der Brücke steht eine alte Linde, welche noch jetzt die Bittschriften-Linde genannt wird, weil an ihr diejenigen ihren Standplatz zu wählen pflegten, welche ein Gesuch in die Hände des Königs zu bringen wünschten. Die halbverwachsenen Narben, die einige Fuss von der Erde ringsum in der Rinde des Baumes zu sehen sind, sollen von dem Pflücken und Zupfen herkommen, womit die Bittsteller in der Unruhe ihres Herzens den Stamm verwundeten. — Heute noch, wenn jemand um die Erfüllung eines Wunsches so recht in Sorge ist, geht er um Mitternacht unter diese Linde und schaut hinauf nach dem Eckfenster; scheint dieses wie durch ein blasses Licht von innen heraus erleuchtet, so ist dies ein sicheres Zeichen, dass der Wunsch in Erfüllung gehen wird.“

Dass der Linde im allgemeinen eine gewisse Heiligkeit beigelegt wurde, wird oft behauptet; noch im Mittelalter hielt man unter einer Linde Gericht.

In seiner ebenso wissenschaftlich, wie liebenswürdig plaudernd geschriebenen Abhandlung „Freiwillige Baum- und Strauch-Vegetation der Provinz Brandenburg“ sagt Carl Bolle: „Wegen früherer fast ausschliesslicher Verwendung dieser Baumart (nämlich der Linde) zur Strassenbepflanzung erscheint in unseren Mauern der Ausdruck „Die Linden“ als so gut wie gleichbedeutend mit Promenadenweg überhaupt, wozu uns allen geläufige, z. T. weithin berufene Lokalbenennungen den besten Kommentar liefern. Schon die Gassenordnung von 1735 empfahl dem Nachwachmeister den Schutz der „publiquen Linden“. Die Mark Brandenburg ist zwar kein Land der Lindenwälder, wie sie der europäische Osten besitzt, aber sie steht im Reichtum an herrlichen Einzelbäumen keinem Nachbargebiete nach. Das alte Berlin hat viele und grosse Linden innerhalb und ausserhalb des Mauerrings besessen, so beim Heiligen Geist-Hospital, zu St. Nicolaus, zu St. Georg und St. Gertraud. Eine der letzteren, dicht vor dem Thore, da, wo jetzt der Spittelmarkt ist, stehend, galt ihrer Grösse halber lange für ein Wahrzeichen der Stadt. Der Chronist Bekmann hat uns eine Anzahl Linden vorgeführt, die bereits vor mehr als 1½ Jahrhunderten ehrwürdige Denkmäler alter Zeit waren. Von der stärksten Rönnebecker Linde weiss man, dass sie im Jahre 1703 — damals 200 Jahre alt — vom Winde auf das Kirchendach geworfen und ganz abgebrochen worden war, aber von neuem wieder eine andere (grosse und starke) Linde in die Höhe getrieben hat. Zahllos sind die Örtlichkeiten, welchen die Linde, sei es in deutscher, sei es in der vergessenen slavischen Zunge, den Namen verliehen hat. So enthält die Umgegend Berlins zwei der Seeregion der Havel angehörige Inseln, die Lindwerder heissen; sie hat

zwei Uferstrecken, Liepe genannt, und in etwas weiterer Entfernung den schönen Liepnitzsee. Den Spreewald kennzeichnet sein so wohlbekanntes Dorf Leipe. Viermal wenigstens wiederholt sich innerhalb der Provinz die Benennung Lindenberg, während es ermüdend sein dürfte, andere analoge Lokalbezeichnungen, wie Lindow, Lindstädt, Linderode, Lindenschuch u. s. w. auch nur mit einiger Vollständigkeit anzuführen“.

Wilhelm Waegner macht uns darauf aufmerksam, dass die Linde mit der Göttin der Liebe in Beziehung gestanden haben muss und weist dabei hin auf die häufige Erwähnung in Volksliedern*). Dem wäre zu entgegen, dass gewiss nur der Zufall dahintersteckt; Liebenden ist es doch vollständig gleichgültig, als was der Botaniker den schönen Baum ansehen müsste, der ihnen zu einem „Stelldichein“ Gelegenheit giebt. So sass auch Baumbachs liebreizende Wirtin nur zufällig unter einer Linde, weil eben dieser Baum vor dem Krüge stand, welchem er — nach vorhin angeführtem Muster — seinen Namen gegeben hatte.

Wie ich erwähnte, dass in Potsdam (nach altem Volksglauben) sehnsüchtig Wünschende unter die sogenannte Bittschriften-Linde treten und nach dem Eckfenster schauen, wo Friedrich der Grosse so oft geweltet hatte, so kann ich Sie, geehrte Anwesende, zwanglos „Unter die Linden“ Berlins führen, von wo aus uns doch nur wenige Schritte zu einem anderen berühmten Eckfenster bringen. Auch aus diesem Eckfenster blickte ein Hohenzoller auf die davor Versammelten, ihm Vertrauenden. Und wenn wir hier einen kleinen Ausflug in die Gebiete des Volkstümlichen und Kulturgeschichtlichen märkischer Pflanzenwelt unternahmen, so werden Sie alle es wohl gerechtfertigt finden, wenn ich der Blume gedenke, welche für unabsehbare Zeit mit dem ehrwürdigen Bilde unseres ersten Kaisers verbunden bleiben wird. Die Kornblume steht mir (der Ostpreussin) besonders nahe, denn sie war Kaiser Wilhelm I. so lieb und bedeutungsvoll geworden, seit sie mit nie vergessenen Erinnerungen an die geliebte Mutter d. h. an die Flucht nach Ostpreussen und die ganze traurige Zeit zu Anfang unseres Jahrhunderts in nahe Verbindung trat. Als auf der Fahrt von Memel nach Königsberg der Wagen zerbrach, den die Königin Luise und ihre Söhne benutzten, suchte die anmutige, zärtliche Mutter den kleinen müden und weinerlichen Wilhelm zu erheitern, indem sie ihm die schönen blauen Blumen auf dem Felde zeigte und dann eifrig diese Blumen pflückte, um einen Kranz daraus zu winden, mit welchem sie den Sohn schmückte. Als ich im vorigen Jahre den Park Luisenwahl bei Königsberg besuchte, sind meine Gedanken viel zu der erhabenen Fürstin gewandert, die einst auf diesen Wegen und Plätzen in tiefem Herzeleid dahinschritt. Auch hier hat die

*) Wilhelm Waegner, Unsere Vorzeit. Nordisch-germanische Götter und Helden. (3. Aufl.) II. S. 153.

Kornblume eine Rolle gespielt. Man erzählt sich, dass die Königin einem armen, kleinen Mädchen nicht nur einen grossen Strauss solcher Blumen abgekauft und diesen Strauss dann ihren Söhnen gezeigt habe, sie wehmutsvoll an die im Jahre zuvor erfolgte Fahrt von Memel erinnernd; die Königin hat auch das kleine Mädchen, das Lizzi Belz hiess, liebevoll aufgenommen und dafür gesorgt, dass ihm und seiner Familie nach Möglichkeit geholfen wurde. — Die Kornblume wurde zunächst eine Lieblingsblume des Hohenzollern-Sprossen; aber allmählich ward sie eine Nationalblume der Deutschen. Es ist soeben ein Jahr gewesen, dass Berlin eine wahre Flut von Kornblumen — wenn auch nicht lebendige — in sich aufnahm. S. Z. liess Kaiser Franz Josef bei der Drei Kaiser-Zusammenkunft, dem greisen Verbündeten zu Ehren, ein Regiment mit Kornblumen geschmückt ausrücken. Die Altmärker nennen die schönen blauen Blüten „Hungerblumen“ oder auch nur „Hunger“, und Baldamus schrieb — wie man sagt, mit mitleidigem Spott über unzulängliche Frauenarbeit u. s. w. —: „Was die Blumen im Korn, das seid ihr Frauen im Leben“. Wo es ohne Schaden geschehen kann, reisst der Landmann die Kornblumen mit Stengel und Wurzeln aus; mitunter schimpft er noch dazu. Aber Karl Beck sagt von seinem geliebten Mädchen:

Wie Blumen, die schlicht im Kornfeld blauen,
 Bist, Liebling meiner Seele, Du!
 Man feiert sie nicht mit Schmeichelgrüssen,
 Gleich Rosen und Lilien am stolzen Fest;
 Doch haben am liebsten zu ihren Füssen
 Die Lerchen ihr heiliges Sängernest.

Geehrte Anwesende! Die Lerchen bringen demnächst ihre Nester in Ordnung, und Sie alle können die Pflanzenwelt nun bald persönlich besser würdigen, als es in Wort und Schrift geschehen kann. Der Tiergarten arbeitet Tag und Nacht im Renaissance-Geschmack, und der Botanische Garten freut sich wie ein Philosoph der Gegenwart. In den Vorgärten wickelt man die an peruanische Mumien erinnernden Magnolien-Ballen aus, und die Restaurateure geben Auftrag, den Garten hinauszubringen! d. h. die furchtbar elend und ruppig aussehenden Oleanderbäume in ihren giftgrünen Kübeln. Weiss Gott, was für Oleanderbäume Elsholtz hier in Berlin gesehen hat! Er führt zwar ausdrücklich an, dass etwa in Creta die Oleander so stark werden, dass man sie zu Balken verwenden kann; aber er setzt hinzu: bei uns wird der Stamm „armsdick“.

Ich danke Ihnen, dass Sie sich so geduldig meiner Führung zwischen einigen Angehörigen der märkischen Pflanzenwelt überliessen; sicherlich wird hierzu von einem und dem andern noch manch' interessanter Nachtrag geliefert werden. Im übrigen möge Ihnen allen zunächst ein köstlicher Frühling vergönnt sein!